

Löwentanz in Chinatown

Das chinesische Neujahr beginnt mit Feuerwerk
und glücklichen Kindern

Eine Reportage von Bernd Hendricks

Ein Ziegenbock springt durch unsere Träume. Er ist stark und mutig, er lacht und reißt uns mit in die Zeit. Die Kinder tragen wir auf den Schultern. "Das ist sein Jahr", flüstern wir zu ihnen. "Das ist das Jahr des Ziegenbocks." Und die Kinder quietschen vergnügt. Ihr Gejauchze fliegt durch die engen Straßen, entzündet die Lampions, bläst die Fahnen auf und färbt die Papierdrachen, die zwischen den Häusern gespannt sind. Sie leuchten glutrot gegen den grauen Himmel von Chinatown. So beginnt das neue chinesische Jahr.

In China feiern die Menschen eine Woche lang, aber in Chinatown nur ein Wochenende. New York duldet keine langen Pausen in den Diensten der chinesischen Einwanderer. Die Stadt verlangt nach Wäschereien, Restaurants und frischem Ingwer. Doch Anfang Februar muß sie sich den Kräften des alten China beugen. Es ist unmöglich, die Neujahrsbräuche von den Menschen Chinatowns zu trennen, ganz gleich, wo sie geboren sind, ganz gleich, ob sie China je betreten haben oder nicht. Die Rituale des Neujahrsfests sind in die genetischen Umstände der Menschen eingewoben: Sie wissen, daß sie die Kinder bei Laune halten müssen, wenn sie ein segensreiches Jahr erleben wollen. Das brauchen sie nicht zu lesen, niemand muß es ihnen sagen. An den Neujahrstagen sind Kinder die Kaiser von China. Seit viertausend Jahren werden sie von ihren Eltern herumgetragen, und wenn sie ihnen dabei einen Wunsch ins Ohr flüstern, wird er sofort erfüllt. Der Vater hebt sie über die Menge, die Mutter reicht ihnen

Süßigkeiten. Glückliche Kinder verursachen ein glückliches Jahr. Nichts ist schlimmer als ein weinendes Kind. Weint ein Kind am Neujahrstag, bricht Unglück und Elend über die Familie herein.

In der Mott Street schweben die Kinder auf der Wolke aus bunten Mützen und schwarzen Schöpfen. Sie sehen den anderen Kindern ins Gesicht, niemand reicht so hoch an diesem Morgen. Sie haben die Hände geduldig auf den Kopf des Vaters gelegt. Sie können den Anfang des Zuges sehen, wo junge Leute Gitter auf kleinen Rädern zu einer keilförmigen Spitze zusammenschieben. Davor hängen drei schwere Fahnen im schlaffen Wind. Sie sind rot, grün, hellblau, sie schimmern im diffusen Licht. An den Seiten halten Jugendliche die Leute mit Stäben zurück. Da ist nun Raum zwischen den Häusern und den Menschen, Raum für das gute Omen und die Tiere des Glücks. Zwei rote Löwen tanzen vor dem Restaurant "Vegetarian's Paradise".

Die Löwen haben monströse Köpfe aus Pappmache, aus denen weiße Augen, so groß wie Kinderköpfe, quellen. Sie sperren die Mäuler auf und zeigen messerlange Eckzähne und ein paar kleine Menschaugen. Sie gehören den Tänzern, der Innerei der Löwen. Sie hocken und lauern den bösen Geister auf. Sie lauschen dem langsamen Rhythmus der Schläge, die von der Trommel hinter ihnen kommen. Sie springen hoch, reißen das Unglück, während die Trommelschläge jetzt in kurzen Abständen über sie hinwegsausen. Drohend scheppern Becken. Mädchen mit ernsten Gesichtern schlagen sie zusammen. Neben ihnen beugt sich auf einem kleinen Wagen ein Bursche über die bullige Trommel, kurze dicke Stäbe in seinen Fäusten. Goldglänzende Niete halten das Leder. In der Mitte, wo die Stäbe aufschlagen, hat es sich schwarz gefärbt. Auf der Jacke des Trommlers steht: "Golden Lion Club".

Mehrere Löwenklubs ziehen heute durch Chinatown, jeder auf einer anderen Route, jeder in einer anderen Farbe, gefolgt von einer Menschenmenge, Freunde der Löwen, zufällige Passanten, Nachbarn. Auf dem Chatham Square kreuzen sich ihre Wege. Eine Jury aus

gutgekleideten Bürgerinnen und Bürgern Chinatowns beurteilt von einer Tribüne aus Tanz und Kostüme der Löwen. Die roten der Mott Street sind etwa sechs Meter lang, ihre Körper aus Samt, eine Schleppe mit weißen und goldenen Ornamenten, die von zwei Jungen getragen wird.

Die Kinder spüren unter sich, wie sich die Schultermuskeln ihrer Väter spannen. Die Prozession zieht endlich weiter. Die Löwen springen auf einen weiteren Laden zu. Sie beliefern den "Mott Street General Store", ein grauer Kramladen, mit dem glückbringenden Tanz, dann wechseln sie die Straßenseite zum "Peking Duck House", einem Restaurant. In der Tür winkt eine hagere Frau, Mitte fünfzig, mit einem roten Briefumschlag. Sie übergibt den Umschlag einem Mädchen des "Golden Lion Club" und lacht dabei. Er enthält Geld, wieviel, weiß niemand. Die Frau kauft sich Prosperität, zahlt die diesjährige Rate fürs Glück, die Zinsen auf die Zukunft. Je mehr, desto besser. Viel hilft viel.

Geld in einem roten Couvert ist der chinesische Glückwunsch: Wenn Kinder geboren werden, kommen Verwandte und Freunde und reichen den Eltern einen Umschlag mit Geld. Wer heiratet, sammelt an der Tür zum Partysaal die Umschläge von den Hochzeitsgästen ein. Der rote Umschlag ist die offizielle Währung des Neujahrstagstags. Man zahlt sie offen oder diskret oder als Vorschuß aufs Bankkonto des Löwenklubs.

Die Löwen segnen alle, auch die Konkurrenz auf der anderen Straßenseite. Der dicke Koch des "Hop Lee Restaurant" ist aus der Küche getreten. Er trägt eine rote Schürze und mit dem blauen Tuch, das er um seinen Kopf geschlungen hat, wirkt er wie ein Pirat aus dem Gelben Meer. Er atmet die kühle Luft und lacht. Der Besitzer des Restaurants steht auf dem Balkon im vierten Stock und beschaut die Prozedur. Er ist ernst und saugt an einer Zigarette.

Die Kinder auf den Schultern sehen ihn nicht. Sie würden nie glauben, daß jemand über ihnen stehen könnte. Sie wiegen sich in den Neujahrsgeräuschen, die über die Mott Street schaukeln: das Stimmengesumme, das monotone Trommeln, das Beckenscheppern; Knallerbsen platzen am Straßenrand, wo die größeren Kinder zusammenstehen. Alle sind wach, alle sind gelassen, alle beobachten die Löwen. Es herrscht kein Überschwang, kein Unterschwang. Die Menschen spüren, wie sich ihre Seelen mit stillem Optimismus füllt.

Als der Zug die Bayard Street passiert, strecken einige Kinder ihre Arme aus. Sie zeigen auf die "Chinatown Ice Cream Factory", deren ockerfarbene Hausfahne größer ist als der Laden selbst. Das Eis gehört zu den besten in New York. Es ist besser noch als im benachbarten Little Italy. Es ist sahnig und hat Ingwer-, Grüntee- und Mangogeschmack. Zwei Häuser weiter ziehen Schwaden aus dem "Mei Lao Wah Coffee Shop", ein Stehladen, der einzige in Chinatown, der guten Kaffee ausschenkt. Drahtige Männer in weißen, fettglänzenden Schürzen tauchen Schweinestückchen zuerst in einen Teig, dann in kochendes Öl. Die "Schweineteilchen" kosten 60 Cents. Leute schubsen sich vor der Theke, andere stellen sich an der Eingangstür auf ihre Zehenspitzen und brüllen Bestellungen in den Laden.

Vor den Dim Sum Palästen auf der Mott Street und der Elizabeth Street warten Familien auf Einlaß. Die Speisesäle sind so groß wie Turnhallen, wo vierhundert oder fünfhundert Menschen sich an die großen runden Tische drängen. Kellnerinnen schieben Wagen mit kleinen Speisen umher: teigverhüllte Hühnerbeine, spinatgefüllte Klößchen, Reisbälle, Frühlingsrollen mit Sojasprossen, Schalen mit ungesüßter Puddingmasse, Becher mit Tee. An den Fassaden der Paläste baumeln Lampions. Die Gastronomen werden sie anzünden und damit die Götter täuschen. Die Götter, das lernen die Kinder am Abend, hatten einst beschlossen, die Städte von China zu verbrennen. Deshalb schickten sie einen Brandstifter, der dem Götterwillen ergeben, doch plump und geschwätzig war. Er plapperte mit tausend Menschen und ahnte nicht, daß er seinen Plan verriet. Die Menschen warfen ihn in den

Kerker und hingen Lampions vor ihre Fenster. Oben sahen die Götter Millionen Lichter, den Widerschein der Städte. Sie hielten ihn für Feuersbrünste.

Die Parade erreicht den Chatham Square. Sie erwartet das erste Feuerwerk, seit der ehemalige Bürgermeister Rudy Guiliani 1997 das Böllern verboten hatte – niemand durfte lauter sein als er. Die Menschen Chinatowns waren gekränkt. Ein chinesisches Neujahrsfest ohne Feuerwerk ist wie Weihnachten ohne Tannenbaum. Und so trat damals ein junger Mann aus Chinatown auf die Treppe des Rathauses und brannte einen kleinen Knaller ab – aus Protest. Fünf Polizisten warfen sich auf den Frechling und führten ihn unter den Augen der städtischen Medien ab. Der Junge wurde Buhmann im Rathaus und Held in Chinatown, der Schützer uralter Traditionen: Die Explosionen verjagen die bösen Geister, der Rauch steigt zum Himmel als Weihe für die Lebenden. Der neue Bürgermeister Michael Bloomberg hat das Knallverbot gelockert. Vor der Tribüne brennen fast 200.000 Miniknaller ab. Sie sind zu 38 mächtigen Gürteln verknotet, die tanzen und hüpfen unter roten Funken und schrumpfen unter Rauchgestöber und je kürzer sie werden, desto wilder springen sie umher, und die Funken färben sich gelb und blau. Nichts ist heute ohne Bedeutung, auch nicht die Zahl der Gürtel: die “3” steht für Leben, die “8” für Wohlstand. Als der letzte Knaller verpufft, herrscht zwei, drei Sekunden lang Stille. Dann applaudieren die Kinder, dann die Eltern. Die Tribüne steht im Kanonadenrauch.

Hinter dem Chatham Square beginnt das Alltags-China, in das kein Tourist gelangt. Der East Broadway streckt sich mit seinen tristen Wohnhäusern und schmucklosen Geschäften, Salons und Restaurants breit und grau nach Osten. Hier stranden seit einigen Jahren die Menschen aus Fujian, einer Provinz aus dem Süden Chinas. Sie kommen mit Booten und in Flugzeugen, in Containern versteckt, mit gefälschten Pässen und großen Träumen. In den Küchen der Chinarestaurants zwischen Boston und Philadelphia und in den Textilfabriken Chinatowns schufteten sie ihre Schulden ab. Eine illegale

Passage über den pazifischen Ozean kostet 40.000 Dollar, und es ist ratsam für die Ankömmlinge, die Raten pünktlich zu zahlen. Die Buchhalter der Schmuggler warten an den Straßenecken auf die Schecks.

Fünf, sechs Menschen teilen sich hier Zweizimmerwohnungen. Sie sehen sich selten, denn die Arbeitstage sind lang und die Arbeitswoche hat sechs Tage. Am Montag, dem Ruhetag der Chinarestaurants, flanieren tausende den East Broadway endlang. Sie schauen nach Kräutern aus der Heimat und nach Lebenspartnern für die Zukunft. Hochzeiten gehören zu den wichtigsten Produkten Chinatowns. Täglich heiraten dreißig bis fünfzig Paare. Sie ziehen zu den Haar- und Schönheitssalons, zu den Fotostudios und Boutiquen, wo die Hochzeitskleidung nicht verkauft, sondern tageweise vermietet wird. Die Paare fahren in weißen Limousinen zum Hochzeitsmahl. Die Bankettsäle sind meist für drei Monate vorgebucht. Und dann, eines Tages, sind sie frei von den Schulden. Sie packen ihre Sachen und suchen ihr Glück im Innern des Landes und machen Platz für die nächsten aus Fujian. Das ist der Kreislauf eines Immigrantenlands, das ist die unendliche Geschichte Amerikas.

Die Löwen ziehen tanzend an einem Ladenlokal, einem buddhistischen Tempel vorbei, ohne anzuhalten. Die Mönche haben nichts bezahlt, doch es scheint, daß der Zug hier etwas abbremst, verlangsamt von der Würde der fünf hölzernen Buddhafiguren im Schaufenster, die, gedunkelt vom Weihrauch vieler Jahre, leidenschaftslos auf die Menschen blicken. Ein Mönch öffnet die Tür und tritt hinaus. Ein Blick ins Innere: ein langer Gang, ein tiefer Raum, Dunkelheit; nur der Tisch im Hintergrund, eine Art Altar mit Tüchern und Räucherstäbchen, ist hell erleuchtet. Der Mönch trägt Sandalen, ein braunes Gewand und eine goldgeränderte Brille. Der Kopf ist kahl, das Gesicht ein ruhiger, warmer Mantel, der die Gefühle verhüllt. Er schaut in die nähere Zukunft, auf die anderen Gruppen hinten am Chatham Square, die sich langsam nähern, blaue, gelbe, schwarze Löwen. Ihr Trommeln klingt aus der Ferne wie Regentropfen, die auf ein Blechdach fallen. In der

Gosse, vor den Füßen des Mönchs, liegen, aufgeweicht von der feuchten Luft, zwei leere rote Briefumschläge.

Ein Teil der Menge ist in die Doyers Street, dem letzten Ausgang nach Manhattan, eingebogen. Jetzt folgen nur noch Leute aus Fujian den Löwen. Sie belagern vor der Manhattan-Brücke ein Fischgeschäft. Hinter dem Schaufenster stapeln sich Aquarien mit Goldfischen und Aalen, Meereskrebse und langen, schmalen Fischen, deren Körper hellbraun glänzen, als hätten sie bereits in der Pfanne gelegen. Die Losverkäuferin vor dem Fischgeschäft hat kein Glück. Sie sitzt vor einem großen Glaskasten mit bunten Karten, für die sich niemand interessiert. Sie erhebt sich, ihre Wangen glühen, sie faltet ihre Hände und verbeugt sich mehrmals vor den roten Neujahrswesen, doch dann erstarrt sie, als sie in die Gesichter der Leute schaut. Deren Mienen sind ernst, die Augen abwesend. Die Menschen horchen, suchen die Quelle eines Geräusches, eines beunruhigenden Geräusches, das sie heute nicht hören wollen. Hören sie da ein Wimmern? Ein Weinen? Ein unglückliches Kind? Da ist es wieder, es kommt von oben, nicht von der Schulter eines Vaters, höher noch, von dem Stahlträgergeflecht über den Häusern. Eine Subway klettert gerade die Manhattan-Brücke hoch und ächzt gegen die Schwerkraft. Es sind nur ihre Räder, die aufschreien und weinen. Alle atmen auf.